

Alumnidinner
am 2. Oktober 2015



Nr. 2 | Sept. 2015

DAS JOHANNEUM

Magazin des Vereins der ehemaligen Schüler der Gelehrtenschule des Johanneums e.V.

Axel Schneider

Der fünffache Intendant

Hamburger Impressionist

Thomas Herbst
wiederentdeckt

Geburtstag

200 Jahre

Otto von Bismarck

Wider das Vergessen!

Stolpersteine
für Johanniter

Liebe Ehemalige,



im Mittelpunkt dieser Ausgabe des „Johanneum“ steht – und das ist eine Premiere für unsere Zeitschrift – der diesjährige Ehrengast und Dinner Speaker bei unserem Alumni Dinner am 2. Oktober (bitte den Termin schon mal vormerken), unser Ehemaliger **Axel Schneider** (abit. 1986). Wir haben es uns zum Ziel gesetzt, bei unserem Alumni Dinner, das alle zwei Jahre stattfindet, in Zukunft einen Ehemaligen als Guest Speaker zu gewinnen, der in der einen oder anderen Form über die Grenzen unserer alten Schule, oft auch über die Grenzen Hamburgs und Deutschlands hinaus einen Namen hat. Bei Axel Schneider ist das ganz gewiss der Fall. Seit vielen Jahren Theaterintendant in Hamburg, lässt Axel Schneider inzwischen fünf Privattheater zwischen Alster und Jagst bespielen, darunter so renommierte Häuser wie die Hamburger Kammerspiele und das Altonaer Theater. Udo Pinis Porträt unseres Gastredners ab Seite 4 macht Lust auf sehr viel mehr von Axel Schneider – am 2. Oktober im Johanneum.

Olympia in Hamburg ist derzeit das dominierende Thema in vielen Gesprächen in der Stadt. Das gilt noch mehr, seit sich Boston, Hamburgs vermeintlich schärfster Konkurrent für die Spiele 2024,

vorerst aus dem Rennen verabschiedet hat. Wir haben Ehemalige gefragt, wie sie zu Olympia in Hamburg stehen – und sind dabei nicht nur auf ungeteilte Begeisterung gestoßen (Seite 10).

Stolpersteine auf Gehwegen sind inzwischen ein fester Bestandteil des Stadtbildes. Wir erinnern in dieser Ausgabe an unsere ehemaligen jüdischen Mitschüler, die während der NS-Zeit ums Leben gekommen sind (Seite 23). Für sie sind vielerorts Stolpersteine gesetzt worden. Wir bekunden damit, dass wir keinen Schlusstrich ziehen wollen. Trauerarbeit ist eine Daueraufgabe. *Historia vitae magistra*? Carl Jacob Burckhardts Antwort: „Aus der Geschichte kann man nichts lernen fürs nächste Mal, aber weise werden für alle Zeit!“

Auch in dieser Ausgabe setzen wir wieder einige historische Akzente: So nimmt der weit über Hamburg hinaus bekannte Historiker Bernd Jürgen Wendt (abit. 1954) eine Bewertung Bismarcks aus Anlass von dessen 200. Geburtstag vor (S. 14), das Tagebuch Nikolaus Sievekings (abit. 1917) erlaubt Einblicke, wie ein Individualist das Epochenjahr 1933 erlebte (S. 17), und Uwe Reimer teilt uns weitere Forschungsergebnisse mit – diesmal geht es

vor allem um Johanniter im Umkreis der Swing-Jugend (S. 19).

Mit dem Maler **Thomas Herbst** rücken wir einen Johanniter ins Bild, der vergessen schien, derzeit aber so etwas wie eine Renaissance erlebt. Es gilt, einen Impressionisten wiederzuentdecken, der vor allem die Landschaft, welche Hamburg umgibt, auf die Leinwand gebannt hat. Eine Ausstellung im Hamburger Jenischhaus anlässlich seines 100. Todestages gibt dazu Gelegenheit (Seite 12).

Diese Ausgabe des JOHANNEUM ist die zweite unter der redaktionellen Ägide unseres ehemaligen Direktors Uwe Reimer. Gemeinsam mit ihm haben wir dem JOHANNEUM ein etwas frischeres **Layout** verpasst. Damit möchten wir den Magazin-Charakter der Zeitschrift verstärken und mehr Platz für Bilder und Texte gewinnen. Wir sind gespannt, was Sie davon halten.

Es grüßt Sie herzlich aus Hamburg

hr


Titel	
Multi-Intendant Axel Schneider	S. 4
Magazin	
Termine • Fundsachen • Abitur • Stimmen zu Olympia	S. 6
Ausstellung	
Der Hamburger Impressionist Thomas Herbst	S. 12
Zeitzeichen	
200 Jahre Otto von Bismarck	S. 14
Epochenjahr 1933	
Nicht alle jubelten mit	S. 17
Kriegsjahre	
Johanniter in schwerer Zeit	S. 19
Wider das Vergessen!	
Stolpersteine für Johanniter	S. 23
Bibliothek	
Patent gesucht	S. 31
Nachruf	
Der Kaufmann und Sammler Klaus Hegewisch	S. 32
Werkschau	
Aus der Ehemaligenproduktion	S. 33
Lebenswandel	
Private & berufliche Veränderungen	S. 34
Abschied	
Verstorbene Ehemalige	S. 35
Impressum	
Redaktion & Verein	S. 18

A photograph showing Axel Schneider on the right, a man in a grey suit, smiling and looking towards Iwan Iwanowitsch on the left. Iwan is holding a puppet of a man with wild hair and a beard. They are on a stage with a wooden table and a white object in the background.

Axel Schneider Hamburgs Multi-Intendant und Dinner Speaker 2015

Am 2. Oktober bitten wir einen Ehemaligen als Dinner Speaker auf unsere Bühne, den wir dazu von der Bühne wegholen: Axel Schneider, abit. 1986, als „Theatermann“ nicht nur Hamburgern bestens bekannt.

Staunende Kritiker nennen ihn schon mal Multi-Intendant, weil er zur Zeit fünf Theater zwischen Elbe und Jagst bespielen lässt. Andere Theater schätzen seine erfolgreichen Bühnenfassungen wie „Robin Hood“ und Stücke wie „Er ist wieder da“. Vor zwei Jahren ließ Axel Schneider in seiner bearbeiteten Adaption den urkomischen „Hundertjährigen ...“ aus dem Altonaer Bühnen-Fenster steigen und verschwinden – in Gelächter und sehr viel Beifall.

Drei Verlage betreuen seine Bearbeitungen und Umdichtungen, etliche Jürs haben ihn selbst, seine Häuser oder deren Künstler mit Preisen bedacht. Er selbst hatte 2012 die vielbesuchten Bundesdeutschen Privattheatertage initiiert, deren Jury den „Monica-Bleibtreu-Preis“ vergibt. Warum? „Um die hohe Leistungskraft der Privattheaterszene in Deutschland“ unter Beweis zu stellen. Dafür gab und gibt es sogar eine halbe Million als Bundesmittel.

Axel Schneider spielt, theatralisch gesprochen, viele Rollen, die andere Talentierte mit eitler Wonne ausfüllen würden. Das liegt

ihm nicht, dazu hätte er bei aller Umtriebigkeit und streng getakteten Aufgaben auch gar keine Zeit. Der Hamburger und Johanniter, als Fuhlsbüttler längst ein Ottenser, hat eben zur schlanken Größe ein breites Selbstbewusstsein. Das zahlt sich mit Gelassenheit aus und bekommt dem Ernst seiner Ausstrahlung, hochkonzentriert geduldiger Macher zu sein. Geschäftsführer und insgesamt 50 Mitarbeiter helfen. Dabei nämlich, fünf Bühnen zu bespielen, Mimen wochenweise zu engagieren, Stars zu becircen oder Rechte zu klären. Sein Schönstes: So oft wie möglich selber Regie zu führen (gut 60 Mal bisher).

Bühnentaugliches verfasst er „notfalls“ selbst. Dazu setzt er sich noch abends hin und bühnenverfasst von Kempowskis „Tadellöser und Wolff“ oder „Uns geht’s ja noch gold“ über „Hexe Lilli“ bis zur Fassung für „Die drei Musketiere“ – oder eben den Verschwindibus des „Hundertjährigen“ nach dem schwedischen Bestseller. „Wir spielen Bücher“, so plakatiert das Altonaer Theater diesen Kurs.

Zu selten, bedauert er, habe er Zeit für eigene Inszenierungen wie die (von ihm höchst erfolgreich bearbeitete) Hitler-Satire „Er ist wieder da“. Da wollte er auch die eigenen Grenzen von Polit-Satire erkunden und das Spiel mit wohlgesetzten Lachern auslösen; als der ins Heute wiedergekehrte Hitler anfangs in einem Zeitungskiosk unterkam

und der Besitzer ob des Fremden Diebstahls-ängste bekam, empört sich der Bühnen-Hitler, der (als Glanzrollenspiel für Kristian Bader) Hitler zum Verwecheln ähnlich sieht: „Sehe ich etwa aus wie ein Verbrecher?“ Brüllend komisch und makaber zugleich. Theater eben. Es kann und soll nach Schneider „Anstoß geben“.

Erfolgreiche Hitler-Satire

Und woher bekommt er die vielen Kreativschübe? Axel Schneider meint im Gespräch um Vita und Opus, ihn würde die innere Ruhe nie verlassen, er habe sein Fundament. Unvermeidlich nachgebohrt sieht man da sichere Grundsteine vermauert: Er war gern am Johanneum, in der letzten reinen „Jungensklasse“, altsprachlicher „Pionier“ in der bürgerlichen Familie, in der 5. Klasse mit lateinischem Morgengruß und Aufstehen bei Klassenlehrer Fischer und Lateinlehrer Schulz (O-Ton: „Ihr gehört zur Elite Europas“) – summa summarum reiche Allgemeinbildung. Abitur anno 1986 mit 2,3, mehr durch Vätereinfluss kaufmännische Lehre zum Groß- und Außenhandelskaufmann, danach Studium von Geschichte und Philosophie. Und dann?

Eben: Studententheater „Stäitsch“ in Hamburg, eigenes Stück „Die Wette“ über die Französische Revolution, Weiterstudium in Berlin. Dann ging alles sehr schnell, wie alles immer noch bei Axel Schneider: „Die Wette“ war von einem Berliner Theaterleiter gesehen worden, der empfahl ihn mit 24 Jahren als quer einsteigenden Mit-Leiter an das „Magazin-Theater“ vom Theater am Kurfürstendamm – und sein Networking, zunächst an Staatstheatern, begann. Die erste Regie-Assistenz („mein Sprung ins kalte Wasser“) bei Michael Bodganov begründete auch die anhaltende Freundschaft mit dem Vorbild, Schneiders penibles Regie-Buch für „Reineke Fuchs“ wurde noch öfter genutzt, von Michael am Burgtheater Wien und von Axel allein, mit etwas Michael dabei, am wiedereröffneten Altonaer Theater.

Damit fing die Hamburger Karriere 1995 an, da war er gerade 28 und durfte als Jung-Intendant beginnen – nach der Pleite des Hauses bei Null. Aus der Null hat der gelernte

Kaufmann und Theaterbesessene („Ich liebe meinen Beruf“) bis heute viel gemacht. Gefragt, was bei all dem seine Stärke sei, sagt er nach Bedenkpausen von sich selbst, er sei ein „Teamplayer mit Menschen und Ensembles“. Vier Hamburger Privattheater hat seine GmbH „Stäitsch“ unter ihren Fittichen (das Altonaer, seit 2003/2004 das Kammerspiel-, Harburger und seit 2005 das Bergedorfer Haus). Viel Eigeninitiative ist dabei alles, weil die Stadt Hamburg kaum dazugibt. Es muss eben auch anders gehen, und es geht – sehr erfolgreich auch auf Tourneen.

„Ich liebe meinen Beruf“

Das „Altonaer Theater“ ist längst vielbeachtete Bühne mit Einzugsgebiet bis Lübeck und Kiel, die „Kammerspiele“ sind ideal für Erfolgsstücke mit kleiner, kleinster und Star-Besetzung, auch mit Bezügen zur jüdischen Tradition des Hauses, das modernisierte „Harburger Theater“ ist am „Speckgürtel“; eine ganz eigene, treue Klientel geht in Bergedorfs „Haus im Park, das gutbürgerliches Kleinod. Dass 2014 in Jagsthausen die Open Air Burgfestspiele dazukam und auch vom „Stäitsch“-Repertoire profitiert, ist nur konsequent. Axel Schneider ist dort an der Jagst der „künstlerische Leiter“.

Er könnte ziemlich stolz sein, aber er hat zu wenig Zeit für angebotene Lorbeeren. In seinem Fazit ist Eigenstolz fehl am Platz, er renommiert auch nach Jahren noch nicht, mit wem er was alles produziert habe, sondern erinnert sich an alle, „mit denen ich zusammenarbeiten durfte“. Und wenn gemeinsame Erfolge zu feiern sind, wenn es „knallt wie blöd...“ – dann ergänzt der Kaufmann Schneider schon mal stolz: „... an der Kasse!“

Was auch bei allen Mühen und Risiken andeutet oder gar beweist, dass dieser Multi-Intendant gar kein Staatstheater-Typ mehr wäre. Auf das Karussell der 5-Jahres-Verträge und auf das Antichambrieren bei kommunalen Politikern hätte er keine Lust. Kulturpolitische Ländersachen sind überall ein Trauer- und Intrigenspiel. Wohl dem, der da aus freien Stücken einfach aus dem Fenster steigen kann ...

Udo Pini (abit. 1960)

FUNDSACHEN

Griechisch ist schön, meint Ulrich Greiner.

Der ZEIT-Journalist Ulrich Greiner fragt sich, ob manche Schulfächer wirklich derart nutzlos sind, wie es die 17-jährige Naina aus Köln auf Twitter lauthals beklagt hat – mit großem Echo in der Netzwelt. Naina hatte bekannt, zwar Gedichte analysieren zu können, aber „keine Ahnung von Steuern, Miete oder Versicherungen“ zu haben. Nein! meint Greiner – und plädiert für das „Nutzlose“. Was es mit Steuern auf sich habe, das werde Naina noch früh genug lernen. Wo aber bleibt das Schöne? „Schönheit muss man lernen“, und dafür sei die Schule da. In den „alten Schulen, wo man Griechisch und Latein, Musik und Kunst studiert habe“, sei dies keine Frage gewesen. Wer Mozart gehört, Botticelli gesehen und Homer und Horaz gelesen habe, der habe erfahren, was schön ist. Ästhetische Erziehung statt Alltagstauglichkeit also. Greiner meint, so müsse es bleiben.

Als Zeuge ruft Greiner einen Lehrer des Altgriechischen an, dem er am Johanneum begegnet sei. Er habe ihn gefragt, wie man sein Fach begründen könne. Die Antwort: „Das können Sie gar nicht begründen, es ist schön!“



Januar 1960: Die 13c erholt sich in den Sierich-Stuben

Chinesisch ist nützlicher, meint Yascha Mounk

Die Antwort auf Greiners Lob des Nutzlosen kommt vom Harvard-Lecturer Yascha Mounk. Er behauptet: „Lateinbildung ist überschätzt“. Für ihn spricht nichts dagegen, an den Schulen zum Beispiel Chinesisch statt Latein oder Altgriechisch zu unterrichten: Chinesisch sei „eine große intellektuelle Herausforderung, die Schülern einen Einblick in eine wichtige Zivilisation ermöglicht – und zugleich den Vorzug hat, nützlich zu sein.“ Wichtiger aber sei die Herangehensweise: „Eine Pädagogik, die wirklich geeignet wäre, Schönheit zu lehren, dürfte sich nicht auf Verehrung beschränken, sondern müsste ... Schüler dazu ermutigen, selbst kreativ zu werden.“

Quelle: DIE ZEIT Nr. 4 u. 5 2015

KLASSENTREFFEN

Et respice finem!

Die 13c von 1960 traf sich am 6. Februar 2015 beim Italiener, im „Passione“ in Harvestehude – zur 55. Feier ihres Abiturs. Von den 25 Damaligen kamen 15, zwei waren verschollen, die anderen entschuldigt. Die gutgelaunte Runde kommunizierte sehr entspannt und anders als sonst ohne ererbte Rangkämpfe oder Selbstüberhöhungen, ein wenig achtungsvoller als früher. Am Ende wurde verabredet, solche Treffen nicht mehr, wie bisher, alle fünf Jahre anzusetzen, sondern – respice finem! – fortan alle zwei Jahre. Keiner kommentierte es, alle akklamierten. Tempus fugitigitt, sind wir schon so alt? Nunc est vivendum bibendumque!

up



Februar 2015: 55 Jahre später, diesmal im „Passione“

„DIE RÖMER KOMMEN!“

Erlebnistag am Johanneum

Am 26. September 2015 findet der nächste große Römertag statt. 30 Aktionen und Attraktionen zum Mitmachen und Erleben sind geplant. Es wird ein gallisches Dorf, Wagenrennen und archäologische Ausgrabungen, Römische Tänze und Tunikaschneidereien geben. Für das leibliche Wohl ist mit deftigem Burgunderbraten und süßem Kuchen ebenfalls gesorgt.



Die fünf Hamburger altsprachlichen Gymnasien nutzen diesen Erlebnistag, um sich mit ihrem gesamten Bildungsauftrag einer interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren.

Näheres unter <http://roemer.hamburg.de>

ABSCHIEDSVORLESUNG

Warnung vor Cicero

Wilfried Nippel, Professor für Alte Geschichte an der Humboldt-Universität, las, mit leiser Ironie, vor seinem Eintritt in den Ruhestand noch einmal über die späte römische Republik, also über ihren Untergang, den prominentesten Stoff, den die Antike zu bieten hat. Er machte keinen pathetischen Gebrauch davon, nur einmal leistete er sich eine Aktualisierung; angesichts der verschlagenen römischen Politiker, die als Retter der Republik auftraten, erklärte er: „Die größten Gefährder der Ordnung sind immer die, die als ihre größten Verteidiger auftreten.“ Es liegt nahe, dabei an die Exzesse der Terrorbekämpfung zu denken.

Im Übrigen lehrt Nippel Skepsis. Er wird nicht müde, vor Cicero als Quelle zu warnen. Das macht Spaß, wenn man die älteren, an Cicero orientierten Darstellungen kennt.

Jens Jessen in: *DIE ZEIT* vom 8. April 2015

ABITUR

9mal „1,0“

Das Johanneum verabschiedete am 10. Juli 2015 einen leistungsstarken Jahrgang. 70 Abiturienten schlossen mit einer Durchschnittsnote von 1,96 ab; zum Vergleich: die Durchschnittsnote aller Hamburger Gymnasien lag bei 2,32. Auch beim Spitzenwert „1,0“ lagen die Johanniter hamburgweit vorn; 9mal wurde diese Traumnote erzielt. Schulleiterin Inken Hose lobt den Abiturjahrgang als „sehr engagiert und sehr nett“; die hohe Wertschätzung für Bildung, die die Schüler zum Ausdruck gebracht hätten, sei etwas ganz Besonderes gewesen.

Die Jubilare kamen gern zur Feier der „grünen“ Abiturienten; 60 Ehemalige hatten sich angemeldet. Sie konnten nicht ahnen, dass die Feier an einem der heißesten Tage des Jahres stattfinden würde, ertrugen die Hitze aber mit Humor. Die ältesten Teilnehmer waren Gerhard Reinke (abit. 1940), Ares Damassiotos, Dr. Rolf Hamann, Peter Heide (alle abit. 1945) und Dr. Peter Sieveking (abit. 1950). Die jüngeren Ehemaligen feierten ihr 50jähriges („goldenes“) und 60jähriges („diamantenes“) Abitur.

TERMINE

20. 9. 2015, 11 Uhr:

Johanniter lesen Texte von Holocaust-Überlebenden im „Resonanzraum“, Bunker Feldstraße, Kartenbestellung unter erma@photo-art-hamburg.de

26. 9. 2015, 11.00 –15.00 Uhr:

Römertag am Johanneum

2. 10. 2015, 19.00 Uhr:

Alumni Dinner mit Axel Schneider

12. 11. 2015, 19.30 Uhr: Sibelius-Collagenkonzert mit Prof. Tomi Mäkelä

15., 16., 17. 12. 2015 19.30 Uhr:

Weihnachtskonzerte

27. 12. 2015, 17.00 Uhr:

Mitgliederversammlung

27. 12. 2015, 18.00 Uhr: Ehemaligencocktail



Die grünen Abiturienten nehmen vorm Eingang für ein finales Foto Aufstellung

Abiturienten 2015

Bei sommerlichen Temperaturen lauschen die Jubilare den Darbietungen in der Aula





Wiedersehensfreude:
die Jubilare sind bester Stimmung

Johanniter beim Sportfest:
Sind sie die künftigen Olympioniken?



**Im Meinungsstreit:
Olympia 2024 in Hamburg?**

Ob Olympia in Hamburg „funktionieren“ könnte? Oskar Deecke (abit. 2005) kann das gut beurteilen. Der Hockeyspieler hat mit der Nationalmannschaft schon viele Titel eingesammelt, war zweimal Welt- und zweimal Europameister – und 2012 Olympiasieger in London. Die Londoner Bevölkerung, erinnert sich Deecke, sei „gut drauf gewesen“, zuvorkommend und fair, das würde in Hamburg sicher ähnlich sein. Dass das Olympische Dorf ein Volltreffer wird, ist Oskar Deecke wichtig: Man lebe da auf engstem Raum, alle seien „auf Sport getrimmt“, keiner sei mehr wert als der andere, egal ob Amateur oder Profi – Hamburg werde sich sicher etwas einfallen lassen, um die 10.000 Athleten im „Dorf“ angemessen unterzubringen. Für seine Sportart sei Hamburg



Oskar Deecke (abit. 2005)

geradezu ideal: Hockey sei in der Stadt sehr präsent, und wenn das Millerntorstadion zum Hockeystadion umgewandelt würde, sei gute Stimmung garantiert. An den Olympischen Spielen in Hamburg wird er nicht teilnehmen – er ist dann 38 Jahre alt. Jetzt freut er sich erst einmal auf „Rio 2016“ – und eine weitere Goldmedaille.

Ganz anders äußert sich Egbert Kossak (abit. 1955), ehemaliger Hamburger Oberbaudirektor und, wie er selbst sagt, „Erfinder“ der Hafencity. Kossak hält von der Olympia-Idee gar nichts („spinnerte Idee“): „Hamburg überhebt sich damit total.“ Das sei eine „Einmal-Investition“, die sich nicht lohne und von der die Stadt auch langfristig keinen Gewinn haben werde. Und der Kleine Grasbrook, das vorgesehene Olympiagelände,



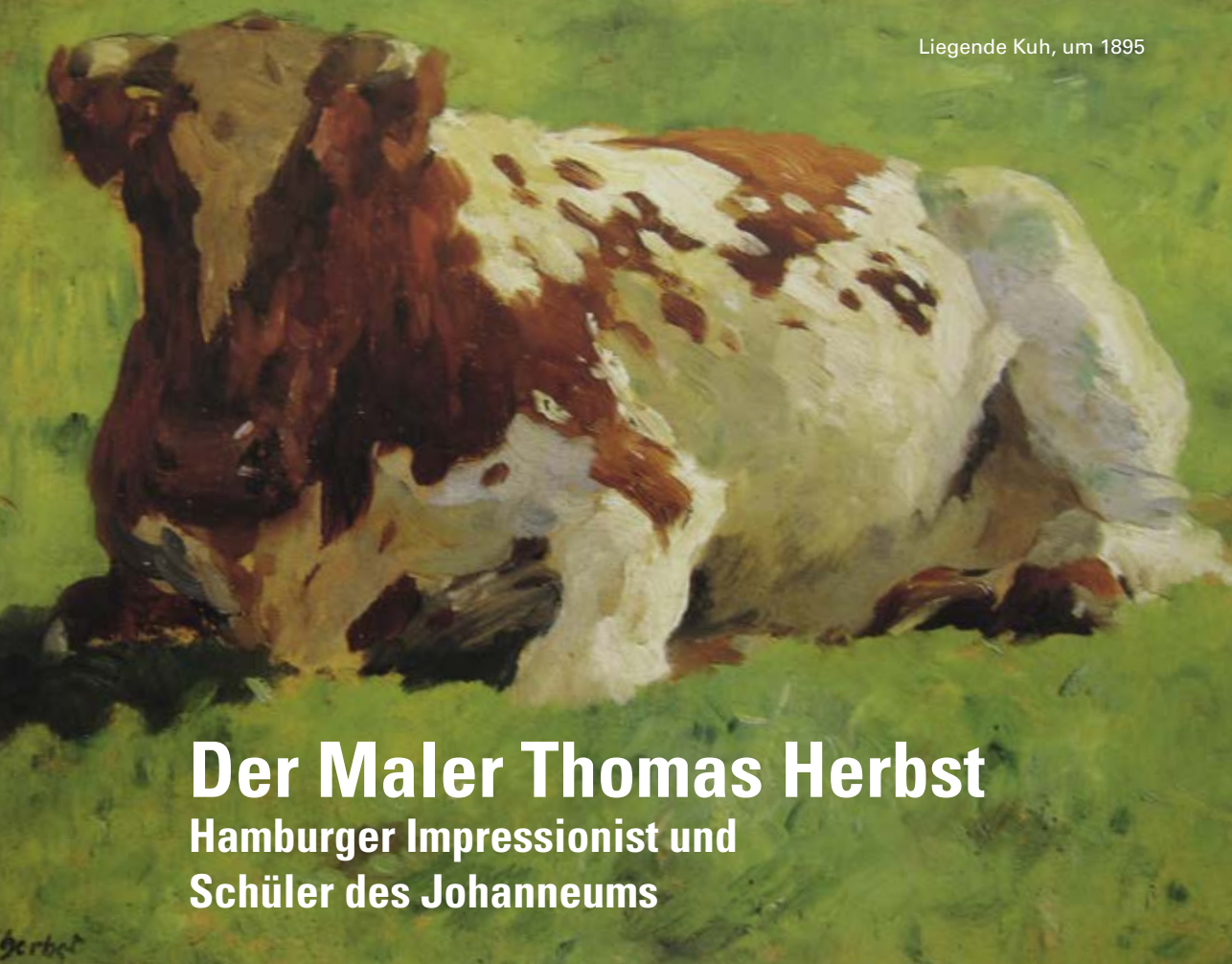
Egbert Kossak (abit. 1955)

wer wolle da schon hin?: „Hamburger wohnen nördlich der Elbe.“ Im Übrigen sei die internationale Konkurrenz – Paris, Rom – so groß, dass Hamburg sowieso chancenlos sei. Zum Glück, wie Kossak meint.

John Jahr (abit. 1984) kann, ähnlich wie Oskar Deecke, aus Erfahrung sprechen: Er war 2014 bei den Olympischen Spielen im russischen Sotschi dabei. Das waren zwar Winterspiele, aber wie die olympische Idee gelebt wurde, das konnte er dort genauso erleben wie andere bei Sommerspielen: „Zwei Wochen im Olympischen Dorf zusammenzusein, sich auszutauschen, auch sportübergreifend“, meint der Curlingspieler, „da wird olympischer ‚spirit‘ spürbar“ – eine Erfahrung, die er sich auch für Hamburg wünscht. An den Hamburger Planungen schätzt Jahr die Nachhaltigkeit. Da würde nicht mit Prestigebauten, die dann später verrotten, geprotzt werden wie etwa 2008 in Peking, sondern an die Zukunft gedacht, an Wohnungsbau und Infrastruktur. Ob Hamburg sich mit Olympia nicht übernehme? Durch die Elbphilharmonie sei man ja schließlich gebranntes Kind. Jahr winkt ab: „Hamburg kann das.“



John Jahr (abit. 1984)



Der Maler Thomas Herbst Hamburger Impressionist und Schüler des Johanneums

Eigentlich gehört er in eine Reihe mit dem Berliner Impressionisten Max Liebermann, seine künstlerische Begabung war kaum geringer. Aber der Hamburger Maler Thomas Herbst war am Kunstmarkt nicht interessiert, er war ihm geradezu verhasst („Ausstellungsschwindel“); in seinen letzten Schaffensjahren hat er überhaupt nicht mehr ausgestellt. Nachruhm war ihm einerlei. Ein bescheidener Heimatmaler: mit diesem Status scheint er zufrieden gewesen zu sein. Kaum verwunderlich, dass sein Werk nach seinem Tod, 1915, schnell vergessen wurde. Eine Hamburger Ausstellung will ihn jetzt, anlässlich seines 100. Todestages, der Vergessenheit entreißen.

Thomas Herbst wurde 1848 geboren. Sein Vater, Professor Louis Ferdinand Herbst, war Lehrer für alte Sprachen und deutsche Literatur am Johanneum, er selbst war dort Schüler. In den Jahren am Johanneum bildete sich allmählich sein Wunsch heraus, Maler zu werden. Die Eltern standen, durchaus überraschend, diesem eher unbürgerlichen Berufswunsch nicht ablehnend gegenüber.

Die Dienstwohnung des Vaters lag an der Domstraße, direkt neben dem Johanneum, dort wuchs er auf. Eine längere Zeit

des Jahres pflegte die Familie allerdings in einem Sommerhaus in Hamm zu verbringen, damals noch ein Dorf, fette Marschwiesen in Sichtweite. Von dort sollte Herbst seine malerischen Inspirationen beziehen, von denen er ein Leben lang zehrte. Sein Biograf Bernd Küster schreibt: „Die Gewinnung eines unbefangenen, unsentimentalen und ästhetischen Blicks auf die Natur als ein Gebilde aus Licht, Luft und Farbe wurde eine der großen kulturgeschichtlichen Leistungen der Generation von Thomas Herbst und ist im Grunde in jeder seiner Arbeiten spürbar.“ Küster nennt es den „Impressionismus deutscher Façon“.

Zum Studium ging Thomas Herbst nach Berlin, Weimar und München; Studienreisen, auf denen er Max Liebermann begleitete, führten ihn nach Paris und Holland. Schließlich nach Hamburg zurückgekehrt, richtete er sich in St. Georg ein Atelier ein. Im Brotberuf arbeitete er als Zeichenlehrer an der „Gewerbeschule für Mädchen und Frauen“, Abnehmer für seine Gemälde fand er im Hamburger Großbürgertum – was ihm einen noblen Lebensstil erlaubte. Herbst zählte, als ältestes Mitglied, zu den Gründern des „Hamburgischen Künstlerclubs von

1897“, einer Vereinigung, deren farbintensive Bilder beim konservativen Hamburger Publikum, zunächst jedenfalls, auf Ablehnung stießen („Spinat und Ei“). Max Liebermann hielt große Stücke auf ihn und holte sich gern bei ihm Rat: „Für meine künstlerische Ausbildung verdanke ich am meisten von meinen gleichaltrigen Kollegen dem Einflusse meines Freundes Thomas Herbst.“

Das Verhältnis zu Alfred Lichtwark, dem ersten Direktor der Hamburger Kunsthalle, war zunächst nicht schlecht, wenn ihn auch Lichtwarks Neigung zur Bevormundung störte. Mit dessen Vorgabe, „Hamburgische Motive“ zu malen, hatte er keine Schwierigkeiten, heimische Landschaften waren sowieso sein Sujet. Aber die Bezahlung musste schon stimmen. Als der Ankauf des nach Lichtwarks Anforderungen entstandenen Aquarells „Straße in Altenbruch“ zu scheitern drohte, schaltete Herbst einen Anwalt ein, und der Bruch mit dem Kunsthallendirektor war da.

Der Umfang von Herbsts Oeuvre ist beeindruckend: 1038 Gemälde enthält das Werkverzeichnis. Die Ausstellung, die jetzt im Jenisch-Haus in Othmarschen gezeigt wird, präsentiert immerhin 100 Ölgemälde, außerdem 90 Zeichnungen. Es ist die dritte große Ausstellung – nach 1938 und 1983. Neben den Hauptwerken sind zahlreiche, bisher nur selten



Arthur Siebelist, *Thomas Herbst bei der Arbeit*, 1895

öffentlich gezeigte Bilder aus Privatbesitz und norddeutschen Museen zu sehen. Die Motive sind unspektakulär: norddeutsche Landschaftsansichten, Tierstaffagen mit Kühen, Pferden und Schafen, bäuerliche Interieurs und Kinderbildnisse waren seine Lieblingsmotive. Berge, so Herbst, seien „unmalbar“.

Zu kurz gegriffen wäre es, Herbst auf seine Tier-Bilder zu reduzieren („Kuh-Herbst“); er war einer der bedeutendsten Hamburger Impressionisten. Kauzig war er gleichwohl. Der Malerkollege Arthur Illies spottete: „Da Herbst viel zu Gesellschaften eingeladen wird, hat er Frackanzüge, und diese trägt er nun beim Malen auf den Kuhweiden auf. Hinten hat er einen Pinselvorrat stecken und vorne, besonders auf der Brust, streicht er beim Malen seine Pinsel aus, so dass seine Vorderansicht genau so mit Farbe verkrustet ist wie seine kaum gesäuberte Palette. So sieht man ihn mit seinem roten Bart, fliegenden, pinselstarrenden Rockschoß und einem dreibeinigen Feldstuhl hinter sich den Kühen hinterherschauen.“ Der Qualität seiner Bilder hat das nicht geschadet.

Für die Ausstellung im Jenisch-Haus, die noch bis zum 1. November läuft, zeichnet das Altonaer Museum verantwortlich. Deren Direktor Hans-Jörg Czech meint, das Jenisch-Haus passe zu Thomas Herbst „wie ein Anzug“.

U.R.

Literaturhinweis:

Bernd Küster, *Thomas Herbst (1848–1915). Ein deutscher Impressionist*, Bremen 1999.



Mädchen mit Hut, 1895

Gemälde von
Franz von Lenbach, 1894



Bernd Jürgen Wendt
(abit. 1954)



**200. Geburtstag
Otto von Bismarcks**

INTERVIEW MIT BERND JÜRGEN WENDT

Otto von Bismarck gilt als bedeutendster deutscher Staatsmann des 19. Jahrhunderts, zugleich als einer der umstrittensten. Wie Historiker ihn heute, 200 Jahre nach seiner Geburt, beurteilen, darüber hat Bernd Jürgen Wendt in Interviews mit „GEO Epoche“ und mit dem Deutschlandfunk Auskunft gegeben; wir drucken Auszüge. Prof. Wendt (abit. 1954) lehrt Geschichte an der Universität Hamburg.

Frage: Wie wird Bismarck heute gesehen – als Held, als Dämon, als pragmatischer Konservativer?

Wendt: Als prinzipienlos haben ihn seine Standesgenossen vielfach verunglimpft, vor allem mit dem Vorwurf, er habe Preußen an das Reich verraten. Er hatte aber feste, unverrückbare Ziele, darauf muss man bestehen: Das war einmal die Verteidigung der Vormachtstellung Preußens, auch im Deutschen Reich, zweitens die Verteidigung der Monarchie, des Herrscherhauses und drittens die Sicherung seiner eigenen Machtstellung. Dass er dabei geschickt und fintenreich taktiert hat, ist allerdings auch wahr; er hielt sich stets mehrere Optionen offen. Letztlich war Bismarck der herausragende Repräsentant einer äußerst komplexen Übergangsperiode vom Agrar- zum Industriestaat, der es verstand, die Spielräume, die ihm für sein Handeln zur Verfügung standen, zu nutzen.

Geschickt und fintenreich

Nach seinem Tod wurde Bismarck als Nationalheld gefeiert. Nach 1945 hat sich das geändert. Es wurde nach Gründen gefragt, warum Deutschland in die nationalsozialistische Katastrophe hineingeraten war. Bismarck wurde als einer der Hauptschuldigen ausgemacht.

Die Dämonisierung – Bismarck als Wegbereiter Hitlers, das Zweite Reich als Vorgeschichte des Dritten Reiches – spielte eine gewisse Rolle nach 1945, aber das ist heute längst überwunden, nicht zuletzt durch das Standardwerk, die großartige Biografie von Lothar Gall: „Bismarck – der weiße

Revolutionär“. Jeder Versuch, die jüngere deutsche Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als Vorgeschichte von „1933“ zu interpretieren, muss sich den Vorwurf eines ahistorischen Determinismus gefallen lassen. Das schließt freilich nicht aus, dass die Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen Deutschland unseren Blick für Fehlentwicklungen des Kaiserreichs, auch der Ära Bismarck geschärft haben.

Aber die Belastungen, die mit der Reichsgründung verbunden waren, sind doch wohl nicht zu leugnen?

Bismarck hat eine schwere Hypothek mit in dieses Reich genommen, das war der Frieden mit Frankreich, die Annexion von Elsass-Lothringen und der verletzende Akt, ausgerechnet die Reichsgründung im Spiegelsaal von Versailles vorzunehmen. Die Erbfeindschaft zu Frankreich war zweifellos eine schwere Belastung. Die Annexion von Elsass-Lothringen hat er selbst später vielfach bedauert, aber die ging auf den Druck der Militärs zurück: Sicherung einer strategischen Grenze.

Kein Kriegstreiber

Krieg war zwar für Bismarck die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln; darin folgte er Clausewitz. Aber eine aggressive Außenpolitik verfolgte er dennoch nicht.

Das ist wichtig: Er hat sich energisch und erfolgreich gegen alle Versuche vonseiten des Generalstabs unter Moltke und seinem Nachfolger Waldersee gestemmt, einen Präventivkrieg – sei es gegen Frankreich, sei es gegen Russland – zu beginnen. Insofern ist er kein Kriegstreiber. Im Gegenteil! Bismarck hat stets darauf bestanden, das Deutsche Reich sei „satturiert“.

Während also Bismarcks Außenpolitik nach 1870 – nach den sog. Reichseinigungskriegen – durchaus friedensorientiert war, sah das nach innen ganz anders aus.

Bismarck hat Wunden geschlagen, die bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein nicht vernarbt sind, vor allem bei den Sozialdemokraten nicht, aber auch bei den Katholiken nicht. Er hat „Reichsfeinde“ postuliert: „Reichsfeinde“ waren zuerst die Katholiken, waren dann die



Bismarck-Denkmal von Hugo Lederer (1906), im Hamburger Architektursommer 2015 mit einem Steinbock subversiv „überwandert“

Sozialdemokraten, waren die Polen, die Welfen und so fort. Das war ein Mittel seiner Herrschaftssicherung.

Bismarck wurde 1890 von Wilhelm II. entlassen, der einen „Neuen Kurs“ forderte. Kann man sagen, Bismarck war zu lange an der Macht und hat am Ende nicht mehr in die Zeit gepasst?

Das haben bedeutende kritische Zeitgenossen wie Max Weber, Theodor Fontane oder Harry Graf Kessler so gesehen, wohl auch Bismarck selbst. Letztlich blieb er, allen Spannungen zu seinen Standesgenossen zum Trotz, stolzer Repräsentant des ostelbischen Junkertums, dessen Zeit langsam abließ. Als Bismarck bei seinem letzten Hamburg-Besuch auf den Verkehr im Hafen blickte, soll er resigniert gesagt haben: „Dies ist eine neue Zeit. Ich verstehe sie nicht mehr.“

HARRY GRAF KESSLER ÜBER BISMARCK

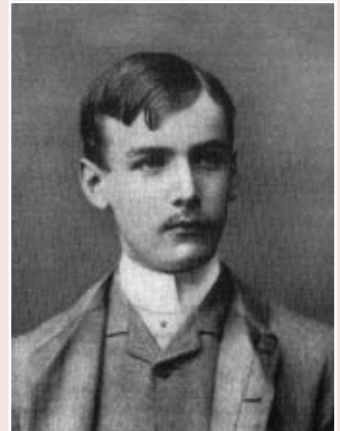
In seinen 1935 veröffentlichten Erinnerungen „Gesichter und Zeiten“ berichtet Harry Graf Kessler (abit. 1888) über eine Begegnung mit dem Reichskanzler.

Einmal sah ich ihn bei einer historischen Gelegenheit, beim Besuch des Prinzen Wilhelm, des künftigen Thronfolgers, im September 1887 in Friedrichsruh. Dabei sah man seinen Kopf von der Seite, ein Profil wie mit der Axt gehauen, Stirn und Nase schwer und geradlinig wie bei einem antiken Helm, darunter, halb verdeckt durch den buschigen weißen Schnurrbart, ein feiner zarter Mund, der zum übrigen in einem Gegensatz stand wie die Seele zu einer Maske.

Dieses doppelte Gesicht gab nicht bloß seiner Erscheinung, sondern auch seiner Politik ihren besonderen Charakter: den Wechsel, das überraschende Hin und Her zwischen steinerner Härte, die bis zur berechneten Brutalität ging, und bestrickender Werbung, bis zur raffiniertesten Schmeichelei und zu verstecktesten Wegen der Einflüsterung. Allerdings wäre diese Virtuosität wirkungslos und auf die Dauer ihm, wie später seinen Epigonen, gefährlich geworden, wenn dahinter nicht eine echte staatsmännische Begabung wirksam gewesen wäre, der sie bloß als Instrument diente.

Für keinen unter uns Jungen war es zweifelhaft, dass nur Bismarck unser Lehrmeister in der Politik sein könne. Neben ihm war niemand von ähnlichem Format und Zauber. Daher wuchs unsere ganze Generation, mindestens die bürgerlicher junger Deutscher, ohne wirkliche politische Schulung auf; wir starteten nur auf Bismarck, dessen Kunst, und erst recht dessen Persönlichkeit, in unerreichbarer Höhe über uns schwebte.

Und doch fühlte ich, ohne dass ich mich dem Zauber entziehen konnte, immer deutlicher, dass der glänzend orchestrierten und gespielten Komposition etwas fehlte: ein durchgehendes Motiv, das ihren Variationen einen über den Tag hinausweisenden Sinn gegeben hätte. Ein großes Ziel positiver Art tauchte nach der Reichsgründung nirgends auf; alles war nur noch negativ, selbst die soziale Gesetzgebung nach Bismarcks Auffassung hauptsächlich eine Abwehr.



Kessler als Student, 1888

NICHT ALLE JUBELTEN MIT

Mitarbeiter der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und des Instituts für die Geschichte der Juden haben einen Band mit Tagebuchnotizen von vier mehr oder weniger prominenten Hamburger Bürgern herausgebracht; es handelt sich um den Rechtsanwalt Kurt Fritz Rosenberg, die Lehrerin Luise Solmitz, den Bankier Cornelius von Berenberg-Gößler und den Archivar Nikolaus Sieveking. Zeitgenössische Stimmungen und Reaktionen kommen so in den Blick – Geschichte „von unten“.

Die Herausgeber beschäftigt die Frage, ob man 1933, im ersten Jahr der NS-Herrschaft, bereits wissen oder wenigstens ahnen konnte, wie gefährlich diese sich gerade etablierende Diktatur war – und erst recht noch werden sollte. Mit den Worten der Herausgeber: „Dominierten Hoffnung und Begeisterung, oder bestimmten Bedrückung, Verfolgungsangst und düstere Vorahnungen das Bild?“ Für uns ist Nikolaus Sieveking, der ehemalige Johanniter, von besonderem Interesse.

Das Kapitel über Nikolaus Sieveking trägt den Titel „Der Individualist und die Gemeinschaft“. Sieveking, geboren 1899, Abitur am Johanneum 1917, Spross aus großbürgerlicher Hamburger Familie, bietet ein außergewöhnliches Beispiel für kritisch-distanzierte Wahrnehmung der Zeitläufte, ja für Hellsichtigkeit. Sein Verhältnis zum Nationalsozialismus ist von unverhohlener Geringschätzung geprägt: „Nationalsozialismus ist Niveaulosigkeit.“ Und, noch schärfer formulierend, spricht er vom „Banditenvolk, von dem wir jetzt regiert zu werden die Ehre haben“.

Beleidigung der Vernunft

Als überzeugter Individualist, dem nichts über das Ideal einer vernunftgeleiteten, unabhängigen Persönlichkeit ging, war er für die Gemeinschaftsparolen des neuen Regimes unempfänglich. Dessen Inszenierungen kamen ihm „wie eine Art Gottesdienst“



**Tagebuchschreiber
Nikolaus Sieveking**

vor: „Rausch und Glaube: diese sind das Lebenselement der politischen Religion, die die Menschenmassen ihrer persönlichen Verantwortung ledig spricht.“ Für ihn waren diese emotionalen Inszenierungen eine Beleidigung der Vernunft.

Zumal Hitlers Reden waren für ihn schwer erträglich. Über Hitlers Sportplakatrede im Februar 1933 heißt es: „Etwas Unsachlicheres und Demagogischeres ist mir im ganzen Leben nicht vorgekommen. Nach dieser Rede sehe ich in ihm nichts als einen ganz niederträchtigen Verleumder.“

Sein Umfeld nahm Sieveking kritisch wahr. Während er selbst sich keinerlei Illusionen über das Regime hingab, registrierte er fassungslos, wie die nationale Begeisterung dazu verführte, zumal im Bürgertum, über Zwang und Gewalt hinwegzusehen. Bei Bekannten, bei denen er es nicht erwartet hätte, findet er Beispiele für „die gänzlich unbegreifliche Verblendung, mit der die nationalsozialistischen Ideen selbst in solchen Köpfen ihre Wirkung dartun, von denen man füglich ernster zu nehmende Urteile erwarten sollte.“

Am Arbeitsplatz – Sieveking war am Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv (HWWA) tätig – konnte er sich den neuen

Verhaltensanforderungen, auch wenn sie ihm noch so zuwider waren, nicht ganz entziehen. Als abhängig beschäftigter Angestellter eines öffentlichen Arbeitgebers sah er sich gezwungen („mir bleibt kaum etwas anderes übrig“), den Hitlergruß zu entbieten, in der „Betriebsgemeinschaft“ am Radio einer Hitlerrede zu lauschen, an Aufmärschen und Kundgebungen teilzunehmen, einen Nachweis über seine „arische“ Abstammung zu erbringen und mindestens einer parteinahen Organisation beizutreten (NSBO). „Gottseidank“, schreibt er, „werde ich dadurch nicht Parteigenosse.“

Das HWWA bildete keine unberührte Insel im neuen „Dritten Reich“. Auch Sievekings Arbeitsbereich war betroffen, und er, dessen Integrität außer Zweifel steht, war in gewissem Umfang zum „Mitmachen“ gezwungen. Er lehnte den Antisemitismus zwar schärfstens ab („Kulturschande“), entzog sich aber nicht dem Auftrag zu ermitteln, „wieweit die englische Presse in jüdischen Händen ist“.

Seine kritischen Gedanken behielt Sieveking für sich, um seine Familie und sich selbst nicht zu gefährden. Am Arbeitsplatz hatte er erlebt, wie man mit potentiellen Gegnern verfuhr: Paul Heile, der Leiter der

HWWA-Bibliothek, sei „letzten Sonnabend im Archiv verhaftet worden, angeblich wegen unvorsichtiger Äußerungen über Hitler. Denunziert haben Leute aus dem Betrieb“. Für Sieveking Anlass genug, sich mit der Position des isolierten Beobachters zufrieden zu geben.

Am Ende des Jahres 1933 notiert Sieveking: „Es ist Unrecht geschehen, viel bitteres Unrecht, und dieses Unrecht liegt auf der Waagschale der Geschichte, die gerecht wägen wird, wenn auch noch nicht heute oder morgen. Mögen uns Zeiten der Enttäuschung und der Not erspart bleiben!“

Für den Herausgeber des Tagebuchs, Frank Bajohr, gehören die Aufzeichnungen zu den „eindrucksvollsten persönlichen Zeugnissen, die unter den damaligen, alles andere als ungefährlichen Umständen entstanden sind“.

U.R.

Literaturhinweis:

Bedrohung, Hoffnung, Skepsis. Vier Tagebücher des Jahres 1933. Hg. von Frank Bajohr, Beate Meyer und Joachim Szodrzynski. Göttingen 2013

Impressum

DAS JOHANNEUM
Zeitschrift des Vereins ehemaliger Schüler der
Gelehrtenschule des Johanneums

Herausgeber:
Dr. Nikolaus Schrader (1. Vorsitzender)
Redaktion: Dr. Uwe Reimer (verantw.)
Fotos: Hinrich Franck, Gerd Hachmann, Uwe Reimer,
Stephan Wallocha
Gestaltung: Landesbetrieb Geoinformation und
Vermessung

Adresse:
Verein ehemaliger Schüler
c/o Johanneum, Maria-Louisen-Str. 114,
22301 Hamburg
Tel. 040/4 28 82 70

E-Mail:
Verein: info@ehemalige-johanneum.de
Herausgeber: nikolaus.schrader@de.pwc.com
Redaktion: uwreimer@t-online.de

Homepage:
www.ehemalige-johanneum.de;
außerdem:
„Johanneum Hamburg Alumni“ bei www.xing.com

Vereinskonto:
IBAN: DE23200505501282141447
BIC: HASPDEHHXXX

Johanniter in schwerer Zeit

Ehemalige erinnern sich an die Kriegsjahre

Wer während des Zweiten Weltkriegs zur Schule ging, dessen Haltung zum NS-Regime war unterschiedlich, manchmal nur graduell, in anderen Fällen grundlegend. Je nach Altersjahrgang waren die Schüler nationalsozialistischer Indoktrination ungleich lange ausgesetzt gewesen. Hatten die Älteren einen Teil ihrer Jugendzeit in der Hitlerjugend verbracht, waren die Jüngeren 1945 gerade erst im Pimpfenalter und standen kurz davor, ins Deutsche Jungvolk aufgenommen zu werden. Das bestimmte ihr Verhältnis zum Regime. Aber die Dauer der Indoktrination war nur ein Faktor, anderes kam hinzu.

Es hatte fanatische Hitlerjungen am Johanneum gegeben, bei denen die politische Dressur auf fruchtbaren Boden gefallen war – und die ihre Machtposition ausnutzten, vor dem Krieg und während des Kriegs. Eine Frage der persönlichen Disposition. Ralph Giordano berichtet anschaulich davon, wie seine Klasse in der Obersekunda zum Ernteeinsatz in die Lüneburger Heide geschickt wurden: „Hitler-Jugendführer aus der Klasse, drei oder vier, begannen, ihre Mitschüler zu malträtieren, anzubrüllen, zu stoßen und in den Hintern zu treten. Dabei war keinerlei Order von oben dazu gegeben worden“.¹

Breit war die Schicht der fanatisierten HJ-Führer sicher nicht, eher schon die Masse derjenigen, die sich anpasste und mitlief. Ein Ehemaliger erinnert sich: „Gehorchen und Strammstehen war uns beim Jungvolk

und bei der Hitlerjugend in einem Alter beigebracht worden, in dem man gerne mit Bauklötzen und Märklinbaukästen spielte. Bei Kriegsausbruch war ich fünfzehn Jahre alt und konnte auf Kommando exakt reagieren.“²

Es hatte aber auch die kritisch-wachen Schüler gegeben, die das Treiben der Hitlerjungen mit Skepsis betrachteten – Giordano schreibt, dass das anmaßende Benehmen der HJ-Führer auf die „geschlossene Abwehr“ seiner Klasse stieß. Und es gab diejenigen, die ganz in ihrer eigenen Welt zu leben versuchten, von Musik und Sport bestimmt. Die folgenden Beispiele veranschaulichen diese beiden Schüler-Typen.

Carl Joachim Classen (abit. 1947) steht für den Typ des skeptischen Schülers, der aus dem – sehr unterschiedlichen – Verhalten der Lehrer ableitete, dass man sich nicht unbedingt anpassen musste, sondern eigene Wege gehen konnte: „Es gab offenkundige Gegner des Regimes, fanatische Anhänger und jede Schattierung dazwischen, die uns in buntem Nebeneinander bzw. Nacheinander von Stunde zu Stunde geboten wurden. Gerade dieses Nebeneinander war für uns lehrreich.“ Daraus habe sich eine „ständig wachsende Skepsis gegenüber jeder Form von Autorität“ entwickelt.³

Die Reibungen zwischen Schule und HJ wurden aufmerksam wahrgenommen, etwa als, im Herbst 1938, die HJ das traditionelle

¹ R. Giordano, Rassismus und Militarismus im NS-Schulalltag, in: Johanneum 1 (1988), S. 26 (1988), S. 26.

² J. Kortendieck (abit. 1943; 1946), in: Johanneum 1 (1986), S. 3.

³ C. J. Classen (abit. 1947), in: RG (2005), S. 149.

Johanneumsfest durch Gegenveranstaltungen zu sabotieren suchte.⁴ Die Reibungen setzten sich im persönlichen Umgang mit der HJ fort. Classen hat den „Strafbescheid“ des HJ-Stammführers aufbewahrt, in dem ihm ein schriftlicher „Verweis“ erteilt wird. Als „Begründung“ wird angegeben, es sei „bewiesen, daß du eine völlig unrichtige und voreilige Ansicht über den Sinn und Charakter der Hitler-Jugend hast“. Erwartet würde von ihm künftig eine „ganz besondere Einsatzbereitschaft“ im Dienst der HJ, um seine „Fehler wiedergutzumachen“.⁵

Wie die Schüler die NS-Zeit erlebten, war aber nicht in erster Linie auf die Lehrerschaft in ihrer mehr oder minder großen Heterogenität zurückzuführen, entscheidender war das Elternhaus. Die Lehrer mochten Einfluss haben, aber doch nur bei denjenigen, bei denen die Eltern den Boden dafür bereitet hatten. Carl Joachim Classen erinnert sich an die Einführung der Kinderlandverschickung: Als im Herbst 1940 zum ersten Mal geplant wurde, Kinder aus den durch Luftangriffe gefährdeten Städten zu evakuieren, war das als Schutzmaßnahme gedacht, hieß aber zugleich, sie „der Erziehung der Eltern zu entziehen und der politischen Beeinflussung auszuliefern“. Bei einer Veranstaltung, zu der die Eltern in der Aula zusammengerufen wurden, um ihnen die Planungen vorzustellen, sei seine Mutter aufgestanden und habe gefragt, was mit den in Hamburg verbleibenden Kindern geschehe: „kurze Antwort: das sei nicht vorgesehen.“ Als drei Wochen später die Mitschüler nach Zwiesel aufbrachen, war nur die Hälfte der Klasse dabei, der Rest blieb in Hamburg: „Wir wurden hier unterrichtet, übrigens besser als die anderen.“ Für Classen war es das Vorbild der Eltern, das ihn lehrte, wie man „sich den Zeitströmungen entziehen, ihnen sogar vorsichtig entgegengetreten kann“.

Im Umkreis der Swing-Jugend

Albrecht von Eben-Worlée (abit. 1942) gehörte zur Gruppe der Schüler, die sich ihre Freiräume zu sichern versuchten. Ihm und

einigen seiner Mitschüler gelang es, die normale HJ zu umgehen und bei der Marine-HJ unterzukommen. Die HJ-Schulungen, zu denen sie verpflichtet waren, haben sie nicht sehr ernst, sondern „sehr locker genommen“. Der Marine-HJ-Führer, „im Johanneum eine Klasse über uns“, war ein „lockerer“ Typ und gestaltete die sogenannten Schulungsabende „stets fröhlich“.⁶

1942 wäre von Eben fast von der Gestapo abgeholt worden, wenn seine Mutter die Beamten nicht so couragiert abgewiesen hätte, dabei auf die Verdienste der Vorfahren verweisend, die als Generäle Dienst fürs Vaterland geleistet hätten und deren Porträts sichtbar im Hause hingen. Hintergrund war Himmlers Erlass vom 26. Februar 1942, die Swing-Jugend „auszurotten“. Von Eben besaß 65 Schallplatten mit Swing-Musik, die er vor dem Kriege gekauft hatte. Musik hörten er und seine Klassenkameraden im Clubhaus des Norddeutschen Regattaverbands (NRV) oder auf Privatparties – alles sei „total harmlos“ gewesen und habe „keinen politischen Hintergrund“ gehabt. Im Alsterpavillon, einem zentralen Treffpunkt der Swing-Jugend, war er zeitweilig dabei; wenn eine holländische Kapelle auf vielfachen Wunsch das Lied „Where Is The Tiger?“ spielte, habe das gesamte Publikum getobt. Aber das Leben in dieser Nische hatte ein Ende, als ein Mitschüler ihn denunzierte. Aufgrund dieser Denunziation musste er zur Gestapo-Zentrale an der Stadthausbrücke, wo er verhört und verwarnet wurde: seine Platten habe er sofort zu beseitigen, sonst würde ihm Schlimmes drohen. Andere Klassenkameraden seien für einige Tage eingesperrt worden. Von Eben hat sämtliche Schallplatten vernichtet.

Ein Jahr später als Albrecht von Eben-Worlée machte Harald Kirsten das Abitur. Wie von Eben-Worlée war er bei der Marine-HJ („dort gingen die NRV-Mitglieder hin“), auch er hörte Swing-Musik, ohne sich der Swing-Jugend zugehörig zu fühlen: „Man traf sich“, erinnert sich Kirsten, „gelegentlich am Nienstedtener Markt, wo es ein Karussell gab, dessen Besitzer sich traute, Jazzmusik-Platten

⁴ Dazu Brief Classens an den Verf. vom 27.12.2005; über den Ablauf des „Winterfests“ vgl. den Bericht, in: Johanneum 45 (1939), S. 216f.

⁵ Strafbescheid vom 17.7.1944. (Kopie im Besitz des Verf.)

⁶ Gespräch mit A. v. Eben-Worlée (abit. 1942) am 4.8.2011.



Ob zu Hause oder unterwegs: das Grammophon ist immer dabei.

aufzulegen.“ Zu diesem Treffpunkt kamen auch HJ-Spitzel, die sich einzelne vorknöpfen und drohten: „Wenn wir dich hier nochmal sehen, dann passiert was.“

Schallplatten mit Jazz-Musik, vielfach von älteren Clubkameraden mitgebracht, wurden untereinander ausgetauscht und auf privat organisierten Tanztees aufgelegt. „Dann konnte es passieren, daß kurz darauf die Gestapo oder die Streifen-HJ, von Spitzeln oder Nachbarn informiert, anklingelte, um die edlen Scheiben einzukassieren – nachdem die Urlauber wieder an der Front waren!“⁷

Weniger glimpflich als von Eben und Kirsten kam Peter Schilsky (abit. 1944) davon. Schilsky wurde 1942 aus einer Lateinarbeit heraus verhaftet, zur Stadthausbrücke gebracht, dort verhört und anschließend in Fuhlsbüttel inhaftiert. Was wurde ihm vorgeworfen? Seine Eltern hatten ihr Haus für eine Privattanzstunde der Tanzschule Wendt zur Verfügung gestellt. Nach der offiziellen Stunde wurde zu Musik getanzt, die der englische Soldatensender Calais brachte. Das war der Gestapo hinterbracht worden.⁸

Ein schlimmes Ende hatte es mit dem „Swingboy“ Dirk Dubbers genommen, einem

Schüler des Wilhelm-Gymnasiums, den Harald Kirsten persönlich kannte. Auch er war von der Gestapo zum Verhör ins Stadthaus gebracht worden. Nach monatelanger Haft im Gefängnis Fuhlsbüttel wusste er sich weiterer Drangsalierung nur durch Selbstmord zu entziehen; er erschoss sich in seinem Boot auf der Alster mit der Wehrmachtspistole seines älteren Bruders.⁹

Haarschnittkontrolle

Zum Vorgehen des Regimes gegen die Swing-Jugend gehörte auch die in der Schule durchgeführte Haarschnittkontrolle; für die Schüler, die ihr Anderssein nicht zuletzt durch ihre Frisur dokumentierten, war dies ein empfindlicher Eingriff in die private Sphäre. Bei der Kontrolle tat sich Hans-Hermann Langhein (abit. 1932), Sohn des Nazi-Lehrers Hans Langhein, aufgestiegen zum hochrangigen HJ-Führer, besonders hervor.¹⁰ Aus der Sicht des Schulleiters lief die Aktion folgendermaßen ab: „Appell der Klassen 6–8 in Gegenwart des Bannführers Langhein; der Direktor spricht über innere und äußere Haltung; alsdann wird der Haarschnitt kontrolliert.“¹¹ Aus Kirstens

⁷ Aufzeichnungen H. Kirsten (abit. 1943; 1993), S. 1f.

⁸ Die Klasse ging für damalige Verhältnisse sehr offen mit den Vorlieben ihrer Mitschüler um. Für ein Klassentreffen mit Lehrern am 10.7.1942 wurden die Schüler – in Hexametern – charakterisiert. Über Schilsky heißt es in den hektographierten Blättern: „und in höchster Verzückung lauscht er den swingenden Klängen, / schnalzende Finger hochwerfend, entfährt seinem Munde ein ‚sasu‘“. (Kopie im Besitz des Verf.)

⁹ V. Ullrich, „Tödlich verung., 28.9.1942“, in: Die Zeit Nr. 9 vom 23.2.1990, S. 92.

¹⁰ Zu H. Langhein vgl. im Einzelnen U. Reimer, *Johanneum 1945 – Ende und Anfang*, Hamburg 2012, S. 41–45.

¹¹ SchA Joh Akte II K.5 h.3, Puttfarken, Schulleitertagebuch S. 78, Eintrag vom 9.2.1942.

Sicht, also aus Schülerperspektive, spielte sich die Prozedur so ab: „Die Schulklasse musste in Dreierreihe in der Turnhalle des Johanneums antreten. Sodann musste die erste Reihe sechs Schritt und die zweite Reihe drei Schritt vortreten. Danach schritt ein höherer HJ-Führer gemeinsam mit dem Klassenlehrer langsam durch die Reihen und betrachtete den Haarschnitt der Schüler von hinten. Jeder Schüler, der nach Auffassung des HJ-Führers zu langes Haar hatte, wurde aufgefordert, zum Friseur zu gehen und sich innerhalb von drei Tagen mit ‚anständigem Haarschnitt‘ zu melden.“

Von Eben machte 1942 Abitur, Kirsten 1943, Schilsky 1944. Ihr Beispiel macht deutlich, welchen Belastungen diejenigen ausgesetzt waren, die sich dem politischen Druck entziehen und ihren persönlichen Interessen nachgehen wollten.

Ein Vorfall, der für große Beunruhigung sorgte, ereignete sich ebenfalls im Jahr 1942, diesmal direkt in der Schule, nicht außerhalb. Schüler aus einer 6. Klasse – heute wären das Zehntklässler – hatten Pfeile auf ein Hitler-Bild, das im Klassenraum aufgehängt war, abgeschossen und waren von Mitschülern denunziert worden. Eduard Lohse (abit. 1942) hielt noch Jahrzehnte später eine Kopie des Dokuments in den Händen, auf dem die Gestapo die Verhaftung von fünf Schülern des Johanneums mitteilt (wegen „staatsabträglichen Verhaltens in der Schule“) – darunter die seines jüngeren Bruders.¹² Im Schulleitertagebuch ist genau festgehalten, wie, im Zusammenspiel von Gestapo, Hitlerjugend, Schulverwaltung und Schulleitung, die Mühlen der Verfolgung mahlen: „Eintrag vom 23.3.42: 10:00 Verhandlung der Sache 6b bei der Gebietsführung (der Hitlerjugend)“; „1.4.42: 10:00 Besprechung in der Schulverwaltung; anwesend Oberschulräte



Swing-Boys karikieren den Hitler-Gruß

Henze, Züge, Mühe, der Direktor, 2 Herren von der Geh. Staatspolizei. Die Akten der von der GeStaPo vernommenen Schüler werden durchgesprochen; die Schulverwaltung verfügt im Einvernehmen mit dem Direktor, daß die Schüler der Kl. 6 b Seitz, v. Gleichenstein, Ruppert vom Joh. verwiesen werden mit der Möglichkeit, eine andere höhere Schule zu besuchen“; „9.4.42: 15.30 in der Universität (!): Besprechung von Oberschulrat Dr. Mühe und des Direktors mit den Eltern Bohnsteen, Dr. Lohse, Dr. Sewering. Verwarnung der Söhne betr. ihrer politischen Haltung.“¹³

Der Vorfall ließ sich nicht unter den Teppich kehren. Die Betroffenen mussten zwar über ihre Erlebnisse schweigen – es galt ein unbedingtes Schweigegebot –, aber was sich ereignet hatte, war in der Schule weithin bekannt. Direktor Zindler, der zur Zeit des Vorfalles noch nicht im Amt gewesen war, nahm die Nachwirkungen deutlich wahr: „Der Einfluss der vor meinem Amtseintritt erfolgten Festnahme mehrerer Schüler durch die Gestapo ist heute noch spürbar, und zwar in Schülerschaft und Lehrerschaft“; „selbst Schüler, gegen die anscheinend nichts Belastendes vorliegt, überwinden die Spannung nicht.“¹⁴

Uwe Reimer

Sämtliche Fotos aus Archiv H. Kirsten

¹² Gespräch mit E. Lohse (abit. 1942) am 15.7.2011. Das Schreiben der Gestapo, Staatspolizeileitstelle Hamburg, vom 8.1.1942 ist an den Reichsstatthalter, z. Hd. von Herrn Oberschulrat Henze gerichtet. Der Betreff lautet: „Festnahme von Schülern der Klasse 6 b des Gymnasiums Johanneum“, StA HH 361-2 VI, 990.

¹³ SchA Joh C II K. 5 h.3, Schulleitertagebuch II, S. 81f. Die Gestapo forderte von der Schulverwaltung ein „Verzeichnis der Schüler und Schülerinnen der Schulen der Hansestadt Hamburg, die wegen staatsabträglichen Verhaltens bestraft worden sind“, an, um zu überprüfen, ob die verhängten Maßnahmen tatsächlich umgesetzt worden sind; erwähnt sind in dieser Liste auch v. Gleichenstein, Ruppert und Seitz, StA HH 361-2 VI, 990, Schreiben von OSR A. Henze vom 29.6.1942. Seitz schreibt im Rückblick 1946, dass er, „wegen Defaitismus politisch verfolgt, inhaftiert und von der Schule gewiesen“, nach seiner Entlassung aus dem KZ in „ständiger Angst vor weiteren Gestapoverfolgungen“ gelebt habe, StA HH 221-11, Ed 1212, Leumundszeugnis für F. Ulmer vom 9.6.1946.

¹⁴ SchA Joh F XVIII b, „Meldung“ Zindlers an die Behörde vom 18.9.1942. Zindler sorgt sich darum, „welche Wirkung der Eingriff des stärksten Armes der Staatsgewalt weit jenseits der festgenommenen Jugendlichen in der öffentlichen Meinung (!) haben kann“.



Wider das vergessen! Stolpersteine für Johanniter

SIE FIELEN DEM HOLOCAUST ZUM OPFER

Nicht zu vergessen, das ist das erklärte Ziel des Projekts STOLPERSTEINE. Stolpersteine gibt es überall dort, wo Menschen gelebt haben, die während der NS-Zeit ermordet worden sind. Sie erinnern an Juden, politisch Verfolgte, Homosexuelle, „Euthanasie“-Ermordete und andere.

„Tot sind nur die, die man vergisst“ – diese Mahnung Gunter Demnig wollen wir, 70 Jahre nach dem Ende der NS-Herrschaft, beherzigen und uns ehemalige Johanniter ins Gedächtnis rufen, die ums Leben gebracht wurden. Mit einer Ausnahme waren sie jüdischer Herkunft; sie fielen dem eliminatorischen Antisemitismus der Nazis zum Opfer, der nicht nur die soziale Ausgrenzung der Juden aus der „Volksgemeinschaft“ vorsah, sondern letztlich ihre physische Vernichtung.

Die Angaben zum Schicksal der ehemaligen Johanniter sind der mehrbändigen Publikation „Stolpersteine in Hamburg – Biographische Spurensuche“ entnommen, herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung und dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden; außerdem wurde Heiko Morisses „Ausgrenzung und Verfolgung der Hamburger jüdischen Juristen im Nationalsozialismus“ herangezogen.

Die ungekürzten Fassungen können auf www.stolpersteine-hamburg.de nachgelesen werden.

Ein Blick zurück: Jüdischen Schülern war der Besuch des Johanneums erst möglich, nachdem 1802 Johannes Gurlitt Rektor geworden war. Das war relativ früh, vergleicht man mit anderen Gymnasien in Deutschland, wo Juden noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Zulassung verweigert wurde. In den siebziger Jahren betrug die Zahl der jüdischen Schüler am Johanneum 14 %; sie sank allerdings wieder, als, in der Nähe der jüdischen Wohngebiete, 1881 das

Seit 1995 erinnert der Kölner Künstler Gunter Demnig mit seinem Projekt STOLPERSTEINE durch kleine Gedenksteine an Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vor deren früheren Wohnorten. Stolpersteine sind Betonwürfel im Format 10 x 10 x 10 cm, die auf ihrer Oberseite mit einer Messingplatte versehen sind, auf der die Lebensdaten der Opfer eingraviert werden. In Hamburg sind mittlerweile über 4700 Steine verlegt worden. Getragen wird das Projekt von Geschichtswerkstätten und Stadtteilinitiativen.

Wilhelm-Gymnasium eröffnet wurde. Dort schnellte der Prozentsatz jüdischer Schüler nach oben; 1900/01 betrug er 28,8 %.

Auffällig ist, dass es vornehmlich ältere Juden, Angehörige der Geburtsjahrgänge zwischen 1870 und 1890, waren, die deportiert und ermordet wurden. Jüngere scheinen es häufig gerade noch geschafft zu haben, das Land zu verlassen. In der Schülerkartei des Johanneums finden sich entsprechende Angaben; achtmal wird Auswanderung als Grund für den Abgang angegeben: „um seinen Wohnsitz außerhalb Deutschlands zu nehmen“ (1934), „um nach Jerusalem zu übersiedeln“ (1935), „um in England die Schule zu besuchen“ (1936), „um ins Ausland zu gehen“, „um nach den USA auszuwandern“, „um nach Polen überzusiedeln“, „um eine Schule in England zu besuchen“ (1938), „um nach Amerika auszuwandern“ (1939). Gut dokumentiert ist das Beispiel von Helmut Salomon, der noch im Februar 1937 am Johanneum Abitur machen konnte und im Herbst 1938 das Land verließ.¹ Seine Eltern blieben zurück; sie setzten ihrem Leben im September 1941 ein Ende. Das war typisch: Im Glauben, dass es schlimmer nicht mehr würde kommen können, im Vertrauen darauf, dass dieses Land, dem sie so viel gegeben hatten, sie nicht noch weiter ausgrenzen würde, versuchten sie sich mit ihrem entrechteten Leben in Deutschland abzufinden, bis es schließlich, mit Kriegsbeginn, definitiv zu spät für die Ausreise war.

Die folgende Übersicht erwähnt alle Johanniter, für die bis 2014 Stolpersteine gesetzt worden sind.



Alte Rabenstraße 12

Ernst Delbanco (abit. 1887) war ein bekannter Hamburger Dermatologe. Seine medizinische Karriere endete schlagartig mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 erlaubte es den nationalsozialistischen Machthabern, jüdische und politisch missliebige Beamte aus dem Staatsdienst zu entfernen. Davon war auch Delbanco betroffen: Am 22. Juni 1933 wurde er als „Nichtarier“ seines Postens als Leitender Oberarzt im Allgemeinen Krankenhaus Barmbek enthoben, zum 31. Juli wurde ihm die Lehrbefugnis der Medizinischen Fakultät entzogen. Der Landesunterrichtbehörde schrieb er: „Es ist schwer für einen 64-jährigen zu bitten, der mit Recht von sich sagen kann, dass er nicht zur Unehre seiner geliebten Vaterstadt gelebt hat. Ich bitte daher, mir die Honorarprofessur zu erhalten.“ Die Bitte wurde abgelehnt. Ernst Delbanco nahm sich am 31. März 1935 das Leben.

Henrik Eßler, Björn Eggert

¹ Ernest H. Sanders (olim Helmut Salomon), *Heil und Unheil. Eine Hamburger Familie 1904–1941*, Berlin 2005.



Brahmsallee 8

Joseph Norden (abit. 1890) studierte an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin Philosophie; 1895 wurde er mit einer Arbeit über die Ethik Henry Homes zum Dr. phil. promoviert. Parallel dazu ließ er sich am orthodoxen Rabbinerseminar ausbilden. Bis zu seiner Pensionierung 1935 war er als Rabbiner in Elberfeld tätig. Noch im selben Jahr kehrte er nach Hamburg zurück und half in der Deutsch-Israelitischen Gemeinde aus: 1937 wurde er Mitglied des Rabbinatsgerichts am Israelitischen Tempelverband, 1939 übernahm er die Rabbinatsstelle beim Hamburger Tempel. Die Auswanderung nach England, zu der ihm einflussreiche englische Freunde verhelfen wollten, kam für ihn nicht in Betracht, weil er seine Gemeinde nicht allein lassen wollte. Am 15. Juli 1942 wurde er, zu diesem Zeitpunkt 72 Jahre alt, in das KZ Theresienstadt deportiert, wo er am 7. Februar 1943 starb.

Susanne Lohmeyer



Hofweg 31

Hugo Wolfers (disc. 1884–1890) ging bis zur Mittleren Reife auf das Johanneum. Nach Abschluss der Schule erlernte er den Beruf des Kaufmanns. Zur weiteren Ausbildung ging er für ein Jahr nach Paris und war schließlich bei der Im- und Exportfirma Schönfeld & Wolfers tätig, ab 1903 als Teilhaber. Ab 1933 waren Firmen wie Schönfeld & Wolfers, etwa über die Zuteilung von Einfuhrkontingenten, immer stärker der Willkür der nationalsozialistisch kontrollierten Bürokratie ausgeliefert. Eher geräuschlos konnte auf diese Weise jüdischen Firmeninhabern die wirtschaftliche Basis entzogen und ein Verkauf der Firma erpresst werden. 1939 wurde Schönfeld & Wolfers „arisiert“, das bedeutete den Zwangsverkauf der Firma unter dem tatsächlichen Wert. Hugo Wolfers und seine Ehefrau Olga wurden am 6. Dezember 1941 ins Ghetto Riga deportiert. Dort starben sie; die genauen Todesumstände sowie das Todesdatum sind nicht bekannt.

Björn Eggert



Lübeckertordamm 4

Franz Oppens, olim Franz Oppenheim (abit. 1894), wurde nach dem Jurastudium in die Hamburger Finanzverwaltung übernommen. 1925 wurde er Vorsitzender des Finanzgerichts beim Landesfinanzamt Unterelbe, Amtsbezeichnung Finanzdirektor. Am 7. Januar 1933, also kurz vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung“, wurde er zum Reichsfinanzrat beim Reichsfinanzhof in München ernannt. Nach Inkrafttreten des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ konnte er zwar noch im Dienst bleiben, da für „Altbeamte“, auch wenn sie „nicht arisch“ waren, eine Ausnahme vom „Arierparagraphen“ galt. Aufgrund der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935, die vorsah, dass der Beamtenstatus ausschließlich „Deutschblütigen“ vorbehalten war, wurde er dann doch zum Jahresende 1935 in den Ruhestand versetzt. Am 20. April 1942 musste Oppens – als „jüdischer Partner einer nichtprivilegierten Mischehe“ – auf Geheiß der Gestapo die eheliche Wohnung verlassen und in das „Judenhaus“ Rappstraße 15 ziehen. Seitdem verbrachte er den Tag bei seiner Frau in der Wohnung Lohmühlenstraße, die Nacht dagegen in der Rappstraße. Am 9. Mai 1944 wurde Oppens von der Gestapo verhaftet. Obwohl die Gestapo dem Oberfinanzpräsidenten auf Nachfrage mitteilte, dass „seine Evakuierung nicht beabsichtigt“ sei, wurde er am 28. Juli 1944 nach Auschwitz deportiert. Von dort ist er nicht zurückgekehrt.

Heiko Morisse



Schlüterstr. 22

Alfred Wolff (abit. 1899) hatte bei seinem Bemühen, nach bestandenen Zweiten Juristischen Staatsexamen, 1906, in den Staatsdienst zu gelangen, zunächst keinen Erfolg. Seine Zugehörigkeit zur „mosaischen Konfession“ bereitete der Einstellungsbehörde Probleme. 1910 wurde er schließlich zum Richter bestellt. Während des Ersten Weltkrieges zog sich Wolff bei einem Gasangriff ein Leiden zu, von dem er sich zeitlebens nicht erholte. Ab 1925 arbeitete er als Rechtsanwalt. Vom Berufsverbot für jüdische Rechtsanwälte („Gesetz über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft“ vom 7. April 1933) war er zunächst nicht betroffen, weil er durch das „Frontkämpferprivileg“ geschützt war; 1938 wurde dieser Schutz aufgehoben, und er konnte nicht weiter praktizieren. Wegen seines kriegsbedingten Leidens musste er bestimmte Medikamente einnehmen, die ihm ab 1939 nicht mehr verschrieben wurden. NS-Erlasse verboten den Ärzten, Juden „hochwertige Medikamente“ zu verordnen. Wolff verstarb 1941, früher, als es bei ausreichender medikamentöser Versorgung der Fall gewesen wäre. Wolffs Ehefrau Bianca wurde im Januar 1943 nach Auschwitz deportiert, wo sie ermordet wurde.

Beate Meyer



Böttgerstr. 5

Leo Lippmann (abit. 1899) stammte aus einem liberal-jüdischen Elternhaus. Er besuchte zuerst das Realgymnasium, anschließend die Gelehrtenschule des Johanneums. 1906, nach Examen, Promotion und Assessorat, übertrug ihm die Hansestadt 1906 ein neu geschaffenes Referat in der Finanzdeputation. 1920 ernannte ihn der Senat der Stadt zum Senatssekretär. Als Staatsrat kehrte Lippmann in die Finanzdeputation zurück, in der er bis 1933 den Aufbau einer einheitlichen und effizienten Steuerverwaltung vorantrieb. Im März 1933 forderte der neue Bürgermeister Krogmann (NSDAP) ihn auf, unverzüglich ein Urlaubsgesuch einzureichen. Die Entlassung wurde später auf das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ gestützt. In dem Bewusstsein, dass für ihn eine Rückkehr in den Staatsdienst undenkbar war, ließ sich Lippmann im November 1935 in den Vorstand der Deutsch-Israelitischen Gemeinde wählen, wo er das Finanzressort übernahm. Nachdem die Gestapo der Gemeindeleitung am 10. Juni 1943 eröffnet hatte, die noch verbliebenen Juden würden in wenigen Tagen nach Theresienstadt deportiert werden, schied Lippmann zusammen mit seiner Frau durch Freitod aus dem Leben.

Ina Lorenz



Isestraße 67

Richard Hoffmann (abit. 1900), Kriegsteilnehmer wie viele seines Jahrgangs und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, wurde 1926 zum Landgerichtsdirektor ernannt und übernahm den Vorsitz einer Zivilkammer. Durch Bescheid des Reichsjustizministers („Jüdische Beamte treten mit Ablauf des 31. Dezembers 1935 in den Ruhestand“) wurde er Ende 1935 entlassen. Seine beiden Töchter konnten Ende 1938 noch nach England entkommen. Er selbst wurde, zusammen mit seiner Ehefrau Elisabeth, am 25. Oktober 1941 mit dem ersten Hamburger Transport in das Ghetto Lodz deportiert. Dort ist er am 14. März 1943, seine Ehefrau am 26. April 1944 umgekommen.

Heiko Morisse



Am Ochsenzoll 62

Paul Oppens, olim Paul Oppenheim (abit. 1891), wurde 1910, ein Jahr nach dem zweiten juristischen Staatsexamen, zum Notar

bestellt. Von August 1914 bis Dezember 1918, also volle vier Jahre, leistete er Kriegsdienst und führte als Leutnant eine Kompanie; 1916 wurde er mit dem Eisernen Kreuz und dem Hanseatenkreuz ausgezeichnet. Der Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts untersagte ihm mit Schreiben vom 1. Oktober 1935 die Fortführung seiner Notarstätigkeit. Sein Versuch, über eine Ausnahmegenehmigung seinen Beruf fortsetzen zu können, blieb erfolglos. Ende Juli 1939 durfte er eine Beschäftigung als „rechtskundiger Hilfsarbeiter“ aufnehmen, konnte sie aber nur wenige Tage ausüben, da er am 11. August 1939 in Untersuchungshaft genommen wurde. Durch Urteil des Amtsgerichts Hamburg vom 27. Januar 1940 wurde er wegen Verstoßes gegen das Devisengesetz zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und zehn Monaten verurteilt, die er bis zum 13. Juni 1941 verbüßte; er hatte mehrfach wertvolle Briefmarken an einen englischen Strohmann geschickt, um bei einer Auswanderung eine finanzielle Grundlage zu haben. Paul Oppens wurde mit seiner Ehefrau am 24. März 1943 nach Theresienstadt und von dort am 12. Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert.

Heiko Morisse



Hansastraße 58

Wilhelm Prochownick (abit. 1897) wurde 1904, nach nur sechsemestrigem Jura-Studium, als Assessor im hamburgischen Justizdienst eingestellt. Zum 1. Januar 1909 wurde er zum Landrichter ernannt, am 1. April 1923 zum Oberlandesgerichtsrat befördert.

Aufgrund §6 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ wurde er mit Ablauf des 31. Oktober 1933 vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Prochownick war mit einer nichtjüdischen Frau verheiratet. Wegen dieser „privilegierten Mischehe“ blieb er von den 1941 einsetzenden Deportationen verschont. Vernichtet wurde er aufgrund einer Anzeige aus dem Bekanntenkreis: Angeblich habe er einen Pelzfuttermantel nicht abgeliefert. Am 9. Februar 1943 wurde er verhaftet und in das KZ Fuhlsbüttel verbracht. Am 26. März 1943 wurde er mit hohem Fieber in das Jüdische Krankenhaus überführt. Es bestand der dringende Verdacht, dass er durch Misshandlungen und Schläge auf den Kopf schwerst geschädigt worden war. Er starb am Tag darauf. Eine Sektion durfte nicht durchgeführt werden. Drei Tage nach ihrem Ehemann war auch seine Frau verhaftet und trotz ihrer Erklärung, dass sie das Pelzfutter geerbt habe, in das KZ Fuhlsbüttel eingeliefert worden. An der Beerdigung ihres Mannes durfte sie unter Polizeibegleitung teilnehmen. Am 5. April 1943 wurde sie freigelassen und erhielt den Pelzmantel gegen Empfangsbescheinigung der Gestapo zurück.

Heiko Morisse



Uhlenhorster Weg 39

Leopold Winterfeld (abit. 1905) ließ sich nach dem Jurastudium am 8. Mai 1914 in Hamburg als Rechtsanwalt nieder. Früh, schon 1933, emigrierte er nach Frankreich. Im März 1940 – Frankreich befand sich seit dem 3. September 1939 im Krieg mit

Deutschland – wurden er und sein Sohn Werner als „feindliche Ausländer“ verhaftet und in das Internierungslager St. Antoine eingewiesen, wo sie Zwangsarbeit in einer Fremdarbeiterkompanie leisten mussten. Am 17. Dezember 1941 – Frankreich hatte inzwischen kapituliert – wurden sie ins Konzentrationslager Camp les Milles in der Nähe von Marseille verlegt. Ihre Inhaftierung dauerte bis zum 31. Oktober 1942; an diesem Tag wurden sie mit einem Transport ins Durchgangslager Drancy, nordöstlich von Paris, gebracht. Von dort aus gingen fast wöchentlich Transporte in Konzentrationslager in Osteuropa. Vater und Sohn wurden gemeinsam am 11. November ins Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Beide überlebten bis zum Frühjahr 1943. Am 4. März wurden sie nach Lublin deportiert und dort ermordet.

Carmen Smiatacz



Körnerstraße 3

Otto Herbert Bauer (abit. 1912) betrieb seit 1928 er in der Hamburger Innenstadt eine Rechtsanwaltskanzlei. Seine Zulassung wurde 1933 zunächst nicht zurückgenommen, weil er Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg gewesen war (Eisernes Kreuz 2. Klasse, Hanseatenkreuz, Verwundetenabzeichen, Frontkämpfer Ehrenzeichen). Ab November 1938 wurde ihm dann aber jede weitere anwaltliche Tätigkeit untersagt. Sein Haus in

Eppendorf musste er verkaufen. 1942 wurde er ins KZ Fuhlsbüttel eingeliefert und dann ins österreichische KZ Mauthausen deportiert. Wenige Tage nach der Einlieferung war er tot, angeblich war es ein „Freitod durch Einwirkung von Starkstrom“.

Björn Eggert



Sievekingplatz 1, Ziviljustizgebäude

Franz Daus (abit. 1914) wirkte nach Studium, Referendariat und Assessorzeit als Richter am Landgericht. Aufgrund seiner jüdischen Abstammung wurde er zum 1. Dezember 1933 zwangsweise in den Ruhestand versetzt. 1939 gelang ihm die Ausreise nach Schweden und weiter nach Norwegen. Nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Norwegen im April 1940 wurde die Lage für Daus immer schwieriger. Ende November 1942 war er unter den 532 jüdischen Gefangenen, davon 188 Frauen und 42 Kinder, die von der SS von Oslo nach Stettin gebracht und von dort nach Auschwitz deportiert wurden. Am 22. Dezember wurde er in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ermordet.¹

Björn Eggert

¹ Neue Recherchen haben ergeben, dass Franz Daus nicht, wie auf dem Stolperstein angegeben, nach Sachsenhausen deportiert worden ist, sondern nach Auschwitz.



Agnesstraße 30

John Rittmeister (abit. 1917) studierte nach Kriegsteilnahme Medizin. Einen Interessenschwerpunkt in seinem Medizinstudium bildete die damals noch junge Psychoanalyse. Politisch stand er dem Sozialismus nahe. Wegen „kommunistischer Umtriebe“ erhielt er keine Verlängerung seiner Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz, wo er als Nervenarzt gearbeitet hatte, und entschied sich 1937, nach Deutschland zurückzukehren. Zunächst arbeitete er als Oberarzt an der Klinik Waldhaus in Berlin-Nikolassee, ab 1939 leitete er in Berlin eine Poliklinik für Psychotherapie. Ende 1941 lernte Rittmeister Harro Schulze-Boysen kennen, der im Reichsluftfahrtministerium arbeitete und von daher detailliert über die Brutalität des Regimes informiert war. Schulze-Boysen hatte begonnen, mit anderen NS-Gegnern wie Arved Harnack ein loses Netzwerk zu bilden. Die Gruppe verteilte heimlich Flugschriften. John Rittmeister wurde Mitautor der Flugschrift „Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk“. Die „Schulze-Boysen-Harnack-Gruppe“ wurde im Sommer 1942 enttarnt; in der NS-Propaganda wurde sie als „Rote Kapelle“ bezeichnet. Rittmeister wurde festgenommen und wegen „Vorbereitung zum Hochverrat und Feindbegünstigung“ zum Tode verurteilt; das Urteil wurde am 13. Mai 1943 vollstreckt. – John Rittmeister war der einzige Psychiater, der aktiven Widerstand gegen das NS-Regime geleistet hat.

Ulrike Sparr



Maria-Louisen-Straße 104

Friedrich Oettinger (abit. 1925) war, nach Jura-Studium und Referendarzeit, zunächst als Assessor in einer Hamburger Rechtsanwaltskanzlei tätig. Mit Wirkung zum 15. Februar 1933 sollte er seine Assessorätigkeit eigentlich bei der Staatsanwaltschaft fortsetzen, aber NS-Justizsenator Rothenberger verfügte am 22. März 1933, dass Oettinger zum 27. März 1933 zu entlassen sei. Oettinger beantragte umgehend seine Zulassung zur Rechtsanwaltschaft, die ihm allerdings wegen seiner „nichtarischen“ Abstammung (§ 2 des Zulassungsgesetzes vom 7. April 1933) verweigert wurde. Am 15. Juli 1933 emigrierte Oettinger nach Amsterdam. Zusammen mit seinem Bruder und seinem Vetter gründete er die N.V. Orientaalsche Tabakshandel, die sich mit dem Handel von Rohtabak befasste. Die Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht stürzten Oettinger und seine Frau in so tiefe Verzweiflung, dass sie sich und ihre beiden Söhne am 16. Mai 1940 umbrachten. Seine Mutter, sein Bruder und sein Cousin wurden aus den Niederlanden deportiert und kamen in deutschen Konzentrationslagern um.

Heiko Morisse



Werden Sie Buchpate!

Ines Domeyer, Leiterin der Bibliotheca Johannei und Lehrerin für die Alten Sprachen, stellt zwei Werke vor, die dringend Paten suchen, damit sie restauriert werden können. Interessenten für Buchpatenschaften, auch als besonderes Geschenk, wenden sich bitte an das Bibliotheksteam (040/428827218 oder per Mail an hauptbibliothek@johanneum-hamburg.de).

Catalogus Lectionum et Exercitationum

Dieses Werk ist eine wertvolle, wenn nicht sogar die wertvollste Quelle über Unterricht und Schulleben am Johanneum ab 1683. Die ersten vier Bände bis 1802 sind noch auf Latein verfasst, die folgenden elf Bände bis 1881 dann auf Deutsch unter dem Titel „Programme der Gelehrtenschule“. Man sieht den Bänden an, dass sie häufig benutzt worden sind: Die Einbände aus dem 19. Jahrhundert sind völlig zerschlissen, das unansehnliche und für das Buch schädliche braune Klebeband ist eine verzweifelte und zweifelhafte Rettungsmaßnahme. Die Bände brauchen einen schlichten neuen Einband, damit sie noch weitere Jahrhunderte als Quelle dienen können. Die Kosten pro Band liegen bei 71,40 €. Wer könnte dafür ein besserer Buchpate sein als ehemalige Johanniter?



Friedrich Mohs: Grund-Riß der Mineralogie. 2 Bände, Dresden 1822/24

In der naturwissenschaftlichen Abteilung der Hauptbibliothek finden sich seltene Ausgaben von Grundlagenwerken aus alten Zeiten. Ein Beispiel dafür ist Mohs' Grund-Riß der Mineralogie, der in einer zweibändigen Ausgabe vorliegt. Friedrich Mohs (1774–1839) wollte mit diesem Werk die Naturgeschichte um eine Darstellung des Mineralreiches ergänzen. Während das Tier- und Pflanzenreich bereits vielfach erforscht war, vermisste Mohs für die Mineralogie eine systematische Nomenklatur und Darstellung der einzelnen Mineralien. Er erforschte die Formen der Kristalle, die auf den Kupfertafeln in beiden Bänden eindrucksvoll dargestellt sind, und die physikalischen Eigenschaften der Mineralien. So wurde Mohs zum Wegbereiter der wissenschaftlichen Mineralogie. Auf ihn geht die „Mohs'sche Härteskala“ zurück, die die Mineralien nach ihrer Ritzhärte in zehn Grade einteilt. Mohs lehrte als Professor in Graz, Freiberg und Wien.

Die wertvolle Erstausgabe in der Hauptbibliothek stammt aus der Sammlung von Georg Heinrich Bubendey, der Mathematikprofessor am Johanneum war. Die Einbände sind stark beschädigt, dem zweiten Band fehlt der komplette Rücken. Glücklicherweise sind noch alle Kupfertafeln vorhanden, sie müssen aber repariert und gesichert werden. Die Restaurierung beider Bände wird zusammen 238,00 € kosten.





Kaufmann und Sammler: Klaus Bernt Hegewisch (1919–2014)

Am 4. Juni 2014 ist der Kaufmann, Kunstsammler und Stifter Klaus Bernt Hegewisch in seinem 95. Jahr in Hamburg gestorben.

Von 1930 bis 1936 war er, aus einer Gelehrten- und Juristenfamilie Schleswig-Holsteins stammend, Schüler des Johanneums. Er verließ die Schule nach der 10. Klasse – ohne Abitur, um sich zum Kaufmann ausbilden zu lassen. Er lernte, wie er selbst zu sagen pflegte, „auf Kaffee und Tee“.

1945, nach dem Kriege, verunglückte Klaus Hegewisch mit einem Minensuchboot, das er im Auftrag der britischen Besatzung kommandierte. Nur er und ein weiteres Besatzungsmitglied überlebten. Dieses Erlebnis bestimmte sein Leben fortan nicht nur physisch – er hatte ein zerstörtes Knie –, sondern fast mehr noch seine Denk- und Handlungsweise. So hütete er sich davor, die späteren wirtschaftlichen Erfolge allein seiner „Leistung“ zuzuschreiben. Er habe „Glück gehabt“, war sein steter Kommentar dazu.

Zurückgekehrt nach Hamburg begann er auf dem Hamburger Gemüse- und Fruchtmarkt mit dem Handel von Kohl und Äpfeln. Er reüssierte schnell, gründete seine eigene Firma und weitete den Handel auf Südf Früchte aus. Ganz im Stil dieser Aufbaujahre ging es weiter: Er wurde Geschäftsführer der Reederei Bruns. Die weißen Schiffe dieser Reederei wurden damals euphorisch „die Schwäne der Südsee“ genannt.

Die tiefe persönliche Erschütterung durch die Kriegserlebnisse ließ ihn neben seiner erfolgreichen beruflichen Tätigkeit neue Möglichkeiten antimilitärischer, bewusst friedlicher Lebensmotive suchen. Die Begegnung mit dem malerischen und graphischen Werk von Max Beckmann, bald auch mit dessen Tagebüchern, gab ihm den Anstoß, dessen Bilder seiner Generation als kritischen Blick auf die Zer- und Verstörtheiten des Totalitarismus und des Krieges vor Augen zu führen. Darüber hinaus ging es ihm bald auch um die neue Generation, die jüngeren und jungen Künstler, welche die fatale Ästhetik der Nationalsozialisten mit „neuen“ Blicken auf die Welt ablösen sollten.

Diese Kunstbegeisterung, die in der Form leidenschaftlichen Sammelns bis zu seinem Lebensende andauern sollte, brachte ihn in Kontakt mit den beiden Hamburger Künstlern Horst Janssen und Paul Wunderlich, mit denen er lebenslang freundschaftlich verbunden blieb.

1950 fanden die ersten Kunstauktionen in Hamburg statt. „Die Menschen waren hungrig nach Kunst und Kultur“, erinnerte sich Klaus Hegewisch in einem Zeitungsinterview. Und auch er habe, wo immer es ging, Graphiken von Janssen, Wunderlich und anderen gekauft, vor allem aber immer wieder Beckmann. Es folgten Graphiken und Zeichnungen deutscher Expressionisten. Und es wurde schnell internationaler: Werke von Munch, de Goya, Piranesi, James

Ensor, Odilon Redon, Callot, Delacroix, Toulouse-Lautrec und vor allem Picasso folgten. Schon früh verband er Sammeln mit großzügigem Verschenken und mittlerweile weltweitem Ausleihen. In den großen Kunsthäusern und Galerien von London, Paris, Madrid, Basel, St. Petersburg, aber auch Tokio und New York fanden und finden sich immer wieder wunderbare Exponate von Klaus Hegewisch und seiner zweiten Ehefrau, der Künstlerin Erika Hegewisch. 1997 wurde ihnen, den großzügigen Mäzenen, in der Hamburger Kunsthalle ein eigenes Kabinett eingerichtet. Anlässlich seines 90. Geburtstages zeigte die Hamburger Kunsthalle mit der Ausstellung „Obscur“ „eine beeindruckende Graphikschau“ („Die Welt“).

Dieser wirtschaftlich und mäzenatisch so erfolgreiche Kaufmann – und begeisterte Segler! – hatte eine wunderbare Schwäche, nein, Stärke: Er liebte „seine alte Schule“. Er selbst sei nie ein guter Schüler gewesen,

erzählte er immer wieder, aber er habe seine Mitschüler hochgeschätzt und zu seinen alten Freunden, die von Antisemitismus und Krieg vertrieben worden waren, bis zu ihrem Tode Kontakt gehabt. Seine Lehrer habe er in bester Erinnerung. Die hätten ihm näher gebracht, dass das Leben sich nicht in Erfolg erschöpft, sondern Liberalität, Kultur und Kunst erst ein sinnvolles Leben ausmachen.

Seine Liebe und Dankbarkeit gegenüber dem Johanneum zeigte er mehrfach: So ließ er das bedeutendste frühneuzeitliche Universallexikon, den großen „Bayle“, für die Bibliotheca Johannei restaurieren. Die Fundraising-Aktivitäten der Schule belohnte er mit einer großzügigen Spende. Und für das Vergnügen, mit den Schülern nach den Theateraufführungen sprechen zu können, dankte er mit dem „Klaus-Hegewisch-Theaterpreis“, der auch nach seinem Tode durch seine Frau Erika jährlich zum Abitur vergeben wird.

Christine von Müller (praec. Joh. olim)

KUNST IM ALTER

Spätwerke als Mutmacher

Dieses Buch will Mut machen. Der Autor Kei Müller-Jensen (abit. 1955), Arzt und Kunstwissenschaftler, zeigt auf, dass es in jedem älteren Menschen kreative Tendenzen gibt, die sich während der Zeit starker beruflicher Einbindung nur sehr begrenzt entfalten konnten und nun, im Alter, bloß darauf warten, geweckt zu werden. Interviews mit betagten Malern wie Karl Otto Götz und Rupprecht Geiger sowie Recherchen zu bedeutenden Künstlern wie Picasso, Cézanne, Monet, Turner, Rembrandt und Tizian lassen erkennen, dass Altern Veränderung und Anpassung, nicht aber Scheitern bedeutet. Müller-Jensen ist sich sicher: „Der Körper altert, das schöpferische Prinzip jedoch nicht.“

*Kei Müller-Jensen, Altern ist Kunst,
Thalia Buchhandlung Karlsruhe 2015*



Auf dem Cover: Pablo Picasso, Maler und Modell, 1963

1960er

abit. 1968 – Rainer Scheppelmann

Rainer Scheppelmann ist glücklich. Die 10.000 €, die er durch das Benefizkonzert im März im Johanneum erlöst hatte, sind in der Poliklinik Ellinikó angekommen. Der Förder- und Freundeskreis hat die benötigten Medikamente gekauft und in Athen übergeben.



1970er

abit. 1977

Johannes Masing

Prof. Masing ist, als Mitglied des Ersten Senats des Bundesverfassungsgerichts, mit der Verfassungsklage Hamburgs gegen das Betreuungsgeld, das noch unter Schwarz-Gelb beschlossen wurde, befasst gewesen. Zur Erinnerung: 150 € bekommen Eltern, wenn sie ihr Kind nicht in eine Kita schicken. Bei der Verhandlungsrunde im April hinterfragte Masing die Argumentation der Bundesregierung: Wären tatsächlich „problematische Entwicklungen“ zu befürchten, wenn das Betreuungsgeld nicht gezahlt würde?



1980er

abit. 1984

Frank Engelbrecht

Frank Engelbrecht, seit 2003 Pastor an der Hauptkirche St. Katharinen, kennt das Erfolgsgeheimnis seiner Gemeinde: „Nicht schnacken,



sondern machen. Wenn die Menschen nicht zur Kirche kommen können, dann muss die Kirche zu den Menschen gehen.“ Engelbrecht erzählt vom Bolzplatz, der in der Hafencity geplant ist, von „Public Viewings“, die er organisiert hat, und vom Straßenfußball im Überseequartier; beim Stadtteilstfest „Katharina feiert“ treffe sich alt und jung, Familienflohmärkte auf dem Katharinenkirchhof würden zu Orten der Begegnung. Für Engelbrecht sind das Beispiele „guter Nachbarschaft“, für die er die Menschen im neuen Stadtteil gewinnen will. Selbstbewusst meint er, seine Kirchengemeinde blase man nicht so einfach um: „Die bleibt.“

2000er

abit. 2002

Caroline Schroth

Caroline Schroth (geb. Rothlaender) hat eine Tochter Maxima bekommen.



abit. 2005 – Hinrich Heuer

Hinrich Heuer zeigt die Geburt seines Sohnes Anton Valentin an.

abit. 2008 – Sophia Poppensieker

Sophia Poppensieker ist Texterin und Gitarristin des Pop-Quartetts „Tonbandgerät“. Zusammen mit Ole Specht, Gesang, ihrer Schwester Isa Poppensieker (abit. 2009), Bass, und Jakob Sudau (abit. 2009), Schlagzeug, hat sie jetzt ihr neues, zweites Album herausgebracht, Titel: „Wenn das Feuerwerk landet“. Die Band ist auf Erfolgskurs. „Aus Träumen wurden Dinge, die wir einfach machten, / obwohl alle sagten, dass wir’s niemals schaffen“, heißt es in ihrem Song „Sekundenstill“.



VERSTORBENE EHEMALIGE

abit. 1942

Prof. Dr. Eduard Lohse, Göttingen

abit. 1948

Peter Niemeyer, Hamburg

abit. 1951

Jens Ditmar Donandt, Hamburg

abit. 2008

Ikupilika Mwakalambo, Hamburg

